



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Catania.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Sufsey, den Dichter Martin Farquhar Tupper, den bekannten Quäker Samuel Gurney und Lord Bexley nennen. Von allen diesen und namentlich von Gurney ist ungemein viel, vorzüglich für die Förderung geistigen Lebens in Liberia geschehen. Man sandte Bücher, ließ auf seine Kosten junge Liberianer in England und Schottland zu Aerzten, Ingenieuren oder Geistlichen bilden und stiftete Preise und Medaillen, um die Jugend der Republik zum Wettstreit in den Wissenschaften anzuspornen. Sehr viel Gutes ist dadurch zu Stande gebracht worden, und mehr noch steht zu erwarten.

Der Bericht, aus dem wir schöpfen, schließt mit folgenden Worten:

„Viele sagen, daß Liberia eine Fehlgeburt sei, daß es nicht so gewachsen sei, wie es gesollt, und daß die Resultate viel geringer seien, als erwartet worden. Aber wenn wir die geringfügigen Summen bedenken, die für Liberia verwendet worden sind (für Sierra Leona hat man Millionen von Pfund Sterling, für Liberia nur Tausende von Dollars ausgegeben) und wenn wir ferner erwägen, daß bis jetzt nur 16,000 amerikanische Neger hier eingewandert sind, daß diese in den vierzig Jahren seit ihrer Ankunft in diesem wilden Lande bei weitem mehr Fortschritte gemacht haben, als einst die englischen Ansiedler in Virginien sechzig Jahre nach Gründung ihrer Colonie, und daß letztere jetzt eine Nation von 32 Millionen Seelen bilden — was könnten wir nicht von Liberia erwarten, wenn die fünfthalb Millionen Neger, die jetzt in Amerika so unglücklich leben, in den nächsten dreißig Jahren nach dem „Lande der Freien“ an der Westküste Afrika's auswanderten! Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß Liberia für die amerikanischen Neger weit geeigneter als Hayti ist, welches eine andere Religion, die katholische, und andere Sitte und Sprache hat, während die Liberianer Protestanten sind, englisch sprechen und Gewohnheiten, die man in Amerika hat, mit sich in die neue Heimath herübergenommen haben.“ Die freien Neger der Vereinigten Staaten sollten begreifen, daß die Gründung eines blühenden Negerreiches mit englischer Sprache und Sitte und freien Institutionen an der Küste ihres alten Stammlandes nicht unmöglich, sondern bereits begonnen ist und nur ihrer Theilnahme harret, die, da eine behagliche Existenz durch die Vorarbeiten der ersten Pioniere gesichert ist, keinen Heroismus mehr erfordert.

Catania.

Die Nachricht, daß Garibaldi in Catania eingerückt ist, wurde mit Recht als die wichtigste angesehen, welche der Telegraph in der letzten Woche aus Italien brachte. Mag es Ungeschick oder Abgeneigtheit der Truppen, gegen den Volkshelden zu kämpfen, mag es trotz allem Schein des Gegentheils Connivenz der italienischen Regierung selbst sein, was diesen Erfolg ermöglichte,

genug, daß es ein fast ebenso großer Erfolg ist, wie einst die glückliche Landung des kühnen Mannes und seiner tausend Nothhemden in Marsala.

Freuen wir uns dessen, und hoffen wir, daß wieder das Ende den Anfang kröne. Die Schwierigkeiten, die zwischen Catania und Rom liegen, scheinen allerdings unübersteiglich groß, aber lassen wir das Weissagen. Garibaldi hat in den letzten Jahren manche nicht sehr verständige Rede gehalten und mehr als ein ungeschicktes Manifest erlassen. Als Soldat aber hat er bis jetzt noch nie etwas Unverständiges und Ungeschicktes gethan. Er und sein Stern haben schon einmal Unmögliches möglich und damit sehr kluge Propheten zu Schanden gemacht. Sehen wir jetzt nur, welcher Art der Ort ist, wo der Führer der neuen italienischen Revolution sich gegenwärtig befindet.

Catania ist mit seiner Bevölkerung von nahezu siebzigtausend Seelen nach Größe und Einwohnerzahl die dritte Stadt Siciliens. Etwa in der Mitte der östlichen Küstenlinie der Insel am Ausfluß der Giaretta in das jonische Meer und etwa vier Tagemärsche von Messina gelegen, ist es das Centrum des besten Theiles von Sicilien. Die Umgegend, sehr fruchtbar und fleißig angebaut, heißt die Kornkammer des Landes, die Stadt wegen der Herrlichkeit ihrer Lage am südöstlichen Fuß des zehntausend Fuß hohen Aetna und der Pracht ihrer öffentlichen Gebäude „die schöne“. Wiederholt auf das furchtbarste von den Ausbrüchen des Aetna heimgesucht, durch Lavaströme, Aschenregen und Erdbeben zerstört, wurde sie von der Energie und dem Geschmac ihrer Bevölkerung stets freundlicher und regelmäßiger wieder aufgebaut. Breite luftige Straßen, darunter die schnurgerade Strada Etnea, in welche überall der rauchende Aschenkegel des Vulkans hereinblickt, wechseln mit großen freien Plätzen, in deren Mitte mannigfach gestaltete Brunnen und grüne Däsen, den Londoner Squares ähnlich, erscheinen, aus welchen die Blüthenpracht des Südens leuchtet, und deren aromatische Düste die ganze Stadt durchströmen. Allenthalben trifft man buntverzierte Paläste und Kirchen, die zum Theil von ihren Kellergewölben an bis zur Bekrönung des flachen Daches die Spuren zweier Jahrtausende in griechischen, römischen, mittelalterlichen und modernen Elementen zeigen. Außerordentlich lebendig und farbenreich ist das Treiben am Hafenuai, unter dessen Bäumen in der Dämmerstunde des Sommerabends der Improvisator einen dichten Kreis horchenden Volkes um sich sammelt. In fürstlicher Pracht glänzt uns von seiner Höhe das große Benedictinerkloster San Nicolo entgegen, dessen breite weiße Marmortreppe in ganz Europa kaum ihres Gleichen findet, und aus dessen Kirche uns die Töne einer der vortrefflichsten Orgeln zum Besuch des mit werthvollen Gemälden geschmückten Innern einladen. Nicht viel weniger fesseln den Blick die blendend-weiße Domkirche, das Rathhaus — Palazzo de comune, insgemein aber il Senato genannt — und mehre Häuser hoher Adeliger, unter denen sich der

Palast des Fürsten Viscari mit seinen Sammlungen auszeichnet. Sehr stattlich ist der gewaltige Elefantenplatz, so bezeichnet nach dem großen aus einem Lavablock gehauenen Elefanten, der ihn schmückt.

Auch an interessanten Alterthümern fehlt es der uralten Stadt nicht. Um die Mitte des achten Jahrhunderts vor Christus von Griechen, die aus Naxos kamen, gegründet, gehörte Katana, wie die Stadt damals hieß, schon vor der Zeit der Perserkriege zu den blühendsten Städten Siciliens. Später von dem ersten Dionys zerstört, erhob sie sich unter der Herrschaft der Römer abermals zu hohem Wohlstand. Im Mittelalter litt sie sehr durch die Einbrüche erst der Gothen, dann der Vandalen, zuletzt der Araber und noch mehr durch die Angriffe, die ihr furchtbarer Nachbar, der Aetna, auf sie machte, und die sich bis in die neueste Zeit wiederholten. Der früher sehr gute Hafen Catania's wurde durch Lavaströme verschüttet, der Molo größtentheils zerstört, und so gibt es jetzt hier nur eine offene, von einem kleinen Fort vertheidigte Rhede. Die Stadt selbst wurde durch den Vulkan nicht weniger als viermal in einen Trümmerhaufen verwandelt, aber ihre herrliche Lage und ihre überaus fruchtbare Umgebung ließen sie stets von Neuem aus den Ruinen wieder erstehen. So erklärt sich das moderne Aeußere der Stadt, die fast so alt wie Rom ist. Jene Reste des Alterthums aber, die aus der Römerzeit stammen, bestehen aus den mehr oder minder gut erhaltenen Ruinen einer Wasserleitung und einer Naumachie, ferner aus einem Ceresempel, Bädern, einem Odeum und einem Theater, vor allem aber aus einem der größten Amphitheater, welche vom Alterthum auf uns gekommen sind. Daß diese antiken Baudenkmale unter den Lavamassen, die wie ein zackiges Gebirge vom Monte Rosso hinab zwischen Häusern und Gärten hindurch bis zum Hafen hinüber gehen, wieder sichtbar geworden sind, verdankt die Stadt den Bemühungen des Fürsten Viscari, der einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens zu diesem Zweck verwandte.

Der Menschenschlag in Catania ist schön, und namentlich machen die hochgewachsenen Frauen der Stadt und ihrer Umgebung in ihrer ernstesten schwarzen Seidentracht einen sehr angenehmen Eindruck. Die Männer unterscheiden sich durch kräftigen Bau und Adel der Gesichtszüge ebenso wesentlich von den Bewohnern des Südens und der Mitte Siciliens wie ihr reiches wohlkultivirtes Land von jenen öden und vernachlässigten Hochebenen und Thälern. Selten trifft man Bettler, überall mehr oder minder geistige Regsamkeit, allenthalben erfreut das Volk durch artiges, feines Auftreten, wie man es unter den Halbbarbaren der Südküste vergeblich suchen würde.

Wir bemerken noch, daß Catania der Sitz eines Erzbischofs, eines Großpriors des Malteserordens und mehrerer Obergerichte ist, und daß sich hier eine Universität, eine Kunstakademie, eine öffentliche Bibliothek und ein Museum sowie verschiedene andere der Pflege der Wissenschaft gewidmete Anstalten be-

finden. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Bewohner der Stadt die besten Seidenstoffe in ganz Süditalien und ebenso eine sehr geschätzte Leinwand verfertigen, und daß man hier einen lebhaften Handel mit den Erzeugnissen der Nachbarschaft, vorzüglich mit Getreide, Wein, Del, Südfrüchten, gebleichtem Wachs, Holz und Soda treibt.

Wohin Garibaldi sich von hier wenden wird, ist noch ein Geheimniß. Schwerlich nach Montenegro oder Griechenland, wahrscheinlich nach Rom, und vermuthlich zunächst nach Messina. Begleiten wir ihn auf diesem Wege, so haben wir zuerst die große grüne, von zahlreichen Bächen, Gräben und Sümpfen durchschnittene Ebene zu durchwandern, die sich hinter dem Flecken le Giarre vom Abhang des Aetna bis zu den Bergen von Mola an der Küste hinreckt. Wenn wir bei den weißen Häusern der Rhede von Giardini anlangen, erblicken wir auf der Höhe des klippenreichen Monte Toro das Städtchen Taormina mit den Ruinen von Tauromenium. Von hier fährt man mit guten Pferden in zehn Stunden nach Messina. Truppen werden die Strecke in jetziger Jahreszeit, wo in Sicilien fast tropische Hitze herrscht, nicht rascher als in drei Tagen zurücklegen. Die Landschaft ist herrlich, sie übertrifft die Gegenden bei Amalfi und Salerno, mit denen sie Aehnlichkeit hat, entschieden. Zwischen den hohen und steilen Abhängen des Küstengebirgs öffnen sich von Zeit zu Zeit Schluchten, deren gährende Spalten in der sonnenbelegten Umgebung fast schwarz erscheinen. Dann treten wieder plötzlich die Berge zurück, und die Klust erweitert sich rasch zum Thale, das Thal zur kesselförmigen Ebne. Ein Kranz vielgestaltiger Höhen schließt letztere ein, an beiden Enden Vorgebirge bildend, die schroff nach der See abstürzen. Ueber diese Vorgebirge windet sich die Straße nach neuen Strandebnen. Ueber die mit Kies und Geröll bestreute Fläche steigen Hügel empor, auf denen uns aus Nebengärten und Olivenbäumen weiße Bauernhäuser entgegenschimmern. In der Mitte dieser Anhöhen erscheint im Hintergrunde der Flecken Savoga, auf drei hohen Felsenspitzen wunderbar erbaut. Seltsame thurmartige Klippen zeigen sich in der Ferne, hier und da hängt eine Schloßruine aus der Normannen- oder Sarazenenzeit an den Gipfeln. Besonders schön ist diese Gegend am Spätnachmittag, wo die Felsköpfe von der sinkenden Sonne glühendroth angestrahlt sind, während breite Schattenmassen in den Thälern und auf den Ebenen lagern, breite dunkle Streifen sich über die helle Meeresfläche ausdehnen und die Bergwände der calabresischen Küste goldig vom Festland herüberleuchten.

Weiterhin gelangen wir, unter senkrechten Felsen hinwandernd, auf denen, nur durch eine frei in der Luft schwebende Zugbrücke mit einander verbunden, die Stadt und das Castell von St. Alessio liegen, nach dem kleinen Dorfe Zia Paola, und von hier geht es dann weiter nach Norden hinauf zwischen Ricinusgebüsch und reihenweise gepflanzten Sträuchern einer Aloëart, zwischen Drangen- und Citronenhainen, zwischen immer dichter aufeinanderfolgenden Häusern, die zierlich mit gläsernen Ziegeln decorirt sind, und alten Sarazenthürmen, die einsam und verlassen auf den meernahen Felsvorsprüngen liegen, bis wir endlich das Thor der großen Handels- und Hafenstadt des nordöstlichen Sicilien erreichen, von der Garibaldi schon einmal auszog, um dem süditalienischen Volke einen andern König zu geben. Tausend haben damals Hunderttausend geschlagen — allerdings nicht ohne schließliche starke Hülfe der regelmäßigen Gewalten. Hoffen wir, daß auch jetzt sich alles zum Besten wende.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Albert in Leipzig.